



Der Luzerner Bruno Glanzmann hat viel durchgemacht, bis er gelassen genug war für längere Gespräche. Gelegentliches Stocken bringt ihn nicht mehr aus der Ruhe.



GORAN BASIC / NZZ UND MAURITIUS

«Man wollte mich wegsperren»

Bruno Glanzmann stotterte fast sein ganzes Leben lang. Er wurde gemobbt und mit zweifelhaften Methoden «therapiert». Heute weiss der 70-Jährige, was gegen Stottern hilft.

Herr Glanzmann, müssen Sie sich besonders konzentrieren, um dieses Gespräch führen zu können?

Das ist nicht mehr meine Art. Mir ist wurst, ob ich ins Stottern gerate oder nicht.

Was würden Sie antworten, wenn ich mich über Sie lustig machen würde?

Ich würde mich ärgern. Blöde Sprüche hört man immer noch häufig. Manchmal sage ich dann: «Von mir aus nennt mich dumm – aber ich bin nicht stumm!»

Sie sind 70 Jahre alt. Wie hätten Sie vor dreissig, vierzig Jahren reagiert?

Ich wäre in der Versenkung ... wie sagt man?

Verschwunden.

Genau. Ich wäre verstummt oder hätte noch mehr gestottert, wie in meiner Kindheit. Wir waren arm, meine Mutter nähte unsere Kleider selber. Einmal, in der Garderobe nach dem Turnen, zeigte ein Knabe meine Unterhosen umher und sagte: «Schaut, der hat Mädchenunterhosen, die haben nicht einmal einen Schlitz!» Er wusste genau, ich wehre mich nicht. Ich war alleine damals.

Und Ihre Eltern?

Sie waren sehr autoritätsgläubig. Statt Unterstützung gab es mitunter Schläge.

Und die Lehrer?

Das waren die Schlimmsten. Sie hielten mich für dumm und liessen es die ganze Klasse wissen, wenn ich aufstreckte und die Antwort nicht rausbrachte. Später, als ich Bankleiter war, wollte eine Kundin ihrem Sohn ihr Haus übertragen. Der Sohn war – mein Primarlehrer, ausge-rechnet! Bei einem Termin in der Bank, mit seinem «dümmsten» Schüler! Er sagte kein Wort, nicht eines.

Was hat sich verändert seither?

Die Gesellschaft ist offener geworden, und über Sprechstörungen weiss man heute zum Glück viel mehr als in den fünfziger Jahren, als ich aufwuchs. Mich schickten die Ärzte für ein halbes Jahr zu den Schwestern des Klosters Ingenbohl. Dort fühlte ich mich derart geborgen, dass ich vom ersten Tag an kein Wort mehr gestottert habe. Man meinte, ich sei geheilt. Doch als ich wieder zu Hause war, war alles genauso schlimm wie vorher.

Das würde die These bestätigen, dass das Sprechverhalten in geschützten Räumen

«Als junger Mann triefte ich vor Selbstmitleid. Wenn man da nicht rauskommt, macht man null Fortschritte.»

wenig aussagekräftig ist. Das Umfeld im Alltag sei genauso wichtig, heisst es.

So ist es. In der Realität kön ... -nen ... Sie ... nicht ... so ... lang ... -sam ... spre ... -chen, wie das in manchen Therapien praktiziert wird. Das ist nur ein Teil der Lösung – mit der kommerzielle Anbieter freilich Scharlatanerie betrieben.

Scharlatanerie?

Menschen, die als Erwachsene immer noch stottern, sind auf sich allein gestellt, und das wird ausgenutzt. Sie neigen dazu, falschen Heilsversprechen zu glauben, die allein auf Sprechtechniken setzen und damit in kurzer Zeit angeblich phantastische Erfolge erzielen. Das Institut Del Ferro in den Niederlanden etwa behauptet auf seiner Homepage: «Sie sprechen ab dem ersten Tag flüssig und selbstsicher!» Eine Sauerei. Ich weiss, wovon ich spreche. Ich habe all diese «Therapien» mitgemacht – vergeblich, auch in der Schweiz.

Erzählen Sie.

Die IV hat mir nach der Schule eine Berufseingliederungsmassnahme am Kantonsspital finanziert. Ich war drei Monate

in stationärer Behandlung. Man setzte mich auf Valium. Ohne Beruhigungsmittel konnte ich überhaupt nicht sprechen. Am Ende bezeichnete mich der Arzt als therapieresistent und riet mir, einen Beruf zu wählen, in dem ich ja mit niemandem zu sprechen brauche. Das Reden sollten mir andere abnehmen.

Haben Sie seine Diagnose akzeptiert?

Nun, lange dachte ich tatsächlich, ich sei zu dumm für eine Lehre. Schliesslich hatte ich sehr schlechte Noten in der Schule. Ein Psychologe bescheinigte mir jedoch, dass ich jede Ausbildung machen könne. Und so bemühte ich mich um eine KV-Stelle. Meine Noten als Stift wurden besser, aber ich stotterte nach wie vor.

Fiel das bei Bewerbungen ins Gewicht?

Na und ob! Auch bei mir selber. Eine richtige Stelle nach der Lehre traute ich mir gar nicht zu. Also machte ich zuerst eine Weiterbildung an der damaligen Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV) in Zürich. Ich weiss auch nicht, wo mich der Floh gebissen hat, aber dem Arzt des Kantonsspitals wollte ich sicher nicht gehorchen. Nach dem Studium galt es ernst: Ich schrieb 300 Bewerbungen und bekam 300 Absagen.

Weil Sie stotterten?

Ja. Meine Referenz war ein Mathematikprofessor der HWV. Es stellte sich heraus, dass er den Firmen davon abriet, mich einzuladen, da ich doch so furchtbar stottere, wie er jeweils sagte.

Hätten Sie als Personalverantwortlicher anders gehandelt?

Ich mache niemandem einen Vorwurf. Die Reaktionen der Unternehmen sind nachvollziehbar für die damalige Zeit, die wenig zimperlich war. In meinem Heimatkanton gab es eine geschlossene Sonderschule für geistig Behinderte. Auch mich wollte man wegsperren in dieses Heim, aber das wollten meine Eltern dann doch nicht zulassen.

Sie haben später trotzdem eine Stelle gefunden. Wie?

Mit etwas Glück. Stotterer müssen sich ihren Ängsten stellen. 1978 gründete ich die Vereinigung für Stotternde und Angehörige (Versta) und hielt viele Vorträge. Dann hatte ich ein Vorstellungsgespräch bei der damaligen Bank Burgdorf. Der Direktor kam zur Tür hinein, und ich sagte: «Herr ... D-D-Direktor, i-i-ich ... stottere sehr stark.» Er blieb

ruhig, ich stellte mich vor und bekam die Stelle. Vielleicht auch deshalb, weil seine Sekretärin einen Vortrag von mir gehört und dem Direktor davon erzählt hatte. In der Bank war man sehr zufrieden mit mir. Doch ein paar Jahre später bat mich der Direktor zu sich und sagte mir, dass sich eine wichtige Kundin über mein Stottern beklagt habe. Sie oder ich – kurz darauf wurde ich entlassen.

Sie wurden entlassen, weil Sie stotterten? Man hätte der Kundin ja auch einen anderen Berater zuweisen können.

Das hätte man. Aber ich wurde entlassen. Solche Tiefschläge erlebte ich häufig. Ich habe auch ein Buch darüber geschrieben.

Dominiert das Thema Ihr Leben?

Sagen wir's so: Man kann auch zu viel machen. Das ist auch nicht gut.

Ihre Offenheit ist bemerkenswert. Aber Sie tun sich auch ein bisschen selber leid.

Finden Sie? Als junger Mann triefte ich vor Selbstmitleid. Alle anderen waren schuld an meinem Schicksal, vor allem meine Eltern. Dabei haben sie alles versucht, um mir zu helfen. Ich weinte und weinte und meinte, ich sei der Ärmste. Wenn man da nicht rauskommt, macht man null Fortschritte.

Wie kamen Sie raus?

Das war der schwierigste Schritt überhaupt: weniger Selbstmitleid haben, zum Stottern stehen. Den anderen sagen: «Ja, ich stottere, akzeptieren Sie es bitte.» Fachliteratur lesen, an sich selbst arbeiten, auch mit psychologischer Hilfe. Bei mir dauerte das Jahrzehnte. Jeder Stotterer ist anders. Ich möchte anderen Mut

machen, den eigenen Weg zu gehen, statt auf schnelle Scheinlösungen zu setzen.

Stotterer werden es immer schwer haben, weil es ein Leichtes ist, diese kleine Gruppe zu belächeln.

Das ist richtig. Einige geben auf und bleiben lieber stumm. Sie hätten es am liebsten, wenn man sie mit Samthandschuhen anfasste. Unsere Gesellschaft ist nicht so. Aber man darf es Stottern auch nicht zu einfach machen. Man muss sie fordern, damit sie Vertrauen gewinnen.

Wie haben Sie Vertrauen gewonnen?

Als Jungwachtführer. Vor den Kindern stotterte ich nie.

Können Sie über sich selber lachen?

Ja, aber noch zu selten. In der Rekrutenschule gab es eine Übung: «Achtung – Handgranate!» Mir wäre die Granate fast in der Hand explodiert, weil ich bei «A ...!» stecken blieb. Heute bin ich cooler. Aber manchmal nehme ich immer noch zu viel persönlich.

Ihre spätere Frau liess sich von Ihrem Stottern offenbar nicht abschrecken. Wie reagierte sie, als Sie sich kennenlernten?

Sie nahm mich so, wie ich bin. Dabei war ich noch nervöser als sonst. Eine Frau ansprechen? Ich? «M-m-möchtest du mit m-m-mir tanzen?» Ich habe sie trotzdem angesprochen – zum Glück.

Wie fühlen Sie sich am Ende dieses Interviews?

Es war sehr anstrengend. Vor ein paar Jahren hätte ich mir ein solches Gespräch nie zugetraut. Aber ich bin froh, dass ich es gemacht habe.

Interview: Robin Schwarzenbach

Sprechübungen allein reichen nicht

R. Sc. · In der Schweiz leiden fünf Prozent der Kinder und Jugendlichen an einer Sprechstörung, die der Volksmund als Stottern bezeichnet. Die meisten können geheilt werden, oder das Problem wächst sich aus, wenn sie älter werden. Schätzungsweise ein Prozent der Erwachsenen hingegen stottert weiter. Männer sind neunmal häufiger betroffen als Frauen. Warum das so ist, ist unklar.

Die Ursachen der Störung sind vielfältig. Bruno Glanzmann erlitt nach eigenen Angaben einen Sprachverlust (Aphasie), als er als Vierjähriger von einem Auto angefahren wurde. Druck

und Unsicherheit gelten als weitere Gründe, weshalb Menschen ins Stottern geraten. Symptomorientierte Behandlungen, wie sie im Interview erwähnt werden, gibt es immer noch. Spezialisten raten jedoch zu einem ganzheitlichen Ansatz. «Sprechübungen sind einfach, aber langfristig weniger erfolgreich», sagt der Luzerner Logopäde José Amrein. Flüssig zu sprechen, habe vielmehr mit Selbstvertrauen zu tun. «95 Prozent der Stotterer stottern nicht vor dem Spiegel.» Zudem sollte man sich nicht aufs Stottern versteifen. All das brauche Geduld, Durchhaltewillen und Zeit.